

Jürgen Nelles: *Arno Geiger*, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* – KLG, Richard Boorberg Verlag, München 2015.

Arno Geiger - Biogramm

Stand: 15.01.2013

Arno Geiger, geboren am 22.7. 1968 in Bregenz, der Landeshauptstadt des österreichischen Bundeslandes Vorarlberg, wuchs in der Marktgemeinde Wolfurt im Bezirk Bregenz südöstlich des Bodensees mit zwei Brüdern und einer Schwester auf. Er studierte Deutsche Philologie, Geschichte und Vergleichende Literaturwissenschaft in Innsbruck und Wien. Seit dem Abschluss des Studiums 1993 lebt er als freier Schriftsteller in Wien und Wolfurt. Zwischen 1986 und 2002 arbeitete er als Videotechniker bei den jährlich im Sommer stattfindenden Bregenzer Festspielen.

Arno Geiger - Preise

Stand: 15.01.2013

Preise: Nachwuchsstipendium des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Kultur (1994); New Yorker Abraham-Woursell-Award (1998); Literaturstipendium des Landes Vorarlberg (1999); Carl-Mayer-Drehbuchförderpreis (2001), mit Tobias Albrecht; Friedrich-Hölderlin-Förderpreis der Stadt Bad Homburg (2005); Deutscher Buchpreis (2005), Johann-Peter-Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg (2008); Literaturpreis der Vorarlberger Buch- und Medienwirtschaft (2010); Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (2011); Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung (2011); Preis „Die zweite Realität“ der Stiftung Sonnweid, Schweiz (2011); Ehrenpreis des Deutschen Hospiz- und Palliativ-Verbandes, Kategorie Medien- und Öffentlichkeitsarbeit (2011); Johann-Beer-Literaturpreis (2011); Anton-Wildgans-Preis der österreichischen Industrie (2012).

Arno Geiger - Essay

Stand: 15.01.2013

In seinem ersten Buch, dem Roman „Kleine Schule des Karussellfahrens“ (1997), lässt der damals fast 30-jährige Arno Geiger seinen 21-jährigen Protagonisten Philipp Worovsky durch den Sommer 1989 – „ein unerhebliches Jahr“ – taumeln und zugleich von dem epochalen Revolutionsjahr 1789 träumen. Nach einem dem Erzähltext als Motto vorangestellten Vers aus Wladimir Majakowskis programmatischer „Ode an die Revolution“ („Namen gäbs für dich – viele, viele!“) und einer – (wie Regentropfen aussehenden) grafisch außergewöhnlich gestalteten – „Klarstellung an den Leser“ („VOILA LA PLUIE DE WATERLOO“) schickt der Autor seinen Romanhelden auf weitläufige Gedankengänge und Streifzüge durch 20 Kapitel, auf die ebenfalls häufig Motti einstimmen (von Nicolas Born, Adelbert von Chamisso, Anton Tschechow u.a.). Abgeschlossen wird der ebenso anspielungsreiche wie assoziationsgeladene Roman, der durchgängig in der zweiten Person Singular erzählt wird, mit einem schwergewichtigen Wort Christian Dietrich Grabbes: „Mit Napoleons / ENDE / ward es mit der Welt, als wäre sie ein / ausgelesenes Buch, und wir ständen / aus ihr hinausgeworfen, als die Leser / davor.“ Der Geigers Debütroman angefügte Anhang verzeichnet, „neben den im Text namentlich genannten Personen“, über 50 weitere „Damen und Herren“, deren Namen erkennen lassen, wem sich der Autor und sein Figurenensemble verpflichtet fühlen: vom Abbé Du Bos und Antonin Artaud über Friedrich Hölderlin, Barbara Stanwyck und Jean Sharabinski (sic!) bis hin zu Ludwig Wittgenstein und Stefan Zweig.

Der sorgfältig komponierte Aufbau von „Kleine Schule des Karussellfahrens“, der zeitliche Rahmen (der Sommer 1989, der den jungen Protagonisten noch nichts von den weltpolitischen Umwälzungen des Herbstes ahnen lässt!) respektive die beiden sich immer wieder überlagernden Zeitebenen (die der Französischen Revolution von 1789 und die des ‚Wendjahres‘ 1989) sowie die zitierten und erwähnten Persönlichkeiten vermitteln den Eindruck, dass hier jemand die literarische Bühne

betrifft, der ebenso belesen wie einfallsreich – und manchmal noch etwas zu manieristisch – Gegenwart und Vergangenheit zueinander in Beziehung setzt. Zugleich spielt dieser beachtliche Erstling mit literarischen Traditionen und versucht, diese – etwa im Geiste eines Georges Perec – mit innovativen ortho- oder typografisch von Rechtschreibe- und Satzspiegelnormen abweichenden Elementen weiterzuführen (z.B. mittels künstlich erzeugter „Hurenkinder“, „Schusterjungen“ usw.). Inhaltlich schlägt Geiger Themen an, die er in seinen folgenden Büchern immer wieder aufgreifen und variieren wird: Er schreibt über – meist junge – Menschen, die mehr oder weniger erfolgreich vor sich selbst davonlaufen und dabei häufiger auch in Sphären jenseits der Realität, in Traum- und Phantasiewelten, gelangen. Denn die Suche nach dem Sinn des Daseins in der ‚wirklichen‘ Welt und, womöglich, die Flucht in alternative, nicht selten fiktive Universen kennzeichnen auch die folgenden Bücher und die meisten ihrer ‚Helden‘. Dabei entfernt sich Geiger – gleichsam von Buch zu Buch – immer weiter von einem eher verspielten Tonfall und einem spielerisch anmutenden Umgang mit Assoziationen, Gedanken- und Wortkombinationen; er nähert sich atmosphärisch, thematisch und vor allem stilistisch immer mehr der ‚Wirklichkeit‘ mittels einer realistischeren Schreibweise an. Während sich die Romangestalten in „Kleine Schule des Karussellfahrens“ gedanklich noch vorwiegend um sich selbst – um nicht zu sagen: im Kreise – drehen, nehmen die Figuren im nächsten Buch buchstäblich Fahrt auf.

Der Roman „Irrlichterloh“ (1999) handelt von dem etwa 20-jährigen Jonas Kreuzer, der eines Tages verwundert feststellt, dass ihn seine Freundin Ann-Kathrin verlassen hat, um mit seinem Chef Caspar Zelzer das Weite zu suchen und in dessen Cabrio ans Meer zu fahren. Da Jonas vermutet, dass die beiden ein wertvolles Gemälde („Das rauchende Mädchen“) mitgenommen haben, begibt er sich mit einem – einem Hochzeitspaar entwendeten – Beiwagenmotorrad auf die Suche nach den Flüchtigen und dem Bild, wobei er im Laufe dieser turbulenten Verfolgungsjagd eine Reihe amouröser Abenteuer mit wechselnden Partnerinnen zu bestehen hat.

Geigers zweites Buch, das in 32 meist nur wenige Seiten umfassende Kapitel unterteilt ist, die von einem jeweils in Kursivschrift gefassten Prolog und einem Epilog eingerahmt sind, mutet kompositorisch und sprachlich ähnlich spielerisch und leicht experimentell an wie der vorangegangene Roman, wobei vor allem die Stimmungslage wie auch, damit zusammenhängend, das Figurenensemble vergleichbare Züge aufweisen. Denn auch hier stehen vorwiegend junge Erwachsene im Zentrum, die – auf der Suche nach sich selbst und ihrer Stellung in der Welt – ihre bekannte Umgebung verlassen und in unbekannte Regionen aufbrechen. Die an ein Roadmovie erinnernde Fahrt durch eine Art Phantasielandschaft zu einem nicht genauer benannten Meeresstrand spiegelt die Erfahrungen wider, denen die Protagonisten ausgesetzt sind: Die realen Begegnungen werden durch traumartige Imaginationen mannigfaltiger Art ergänzt und erweitert, aber auch karikiert und konterkariert. Bei Geigers ‚frühen‘ Figuren handelt es sich um Suchende oder Getriebene, um Zweifelnde, manchmal Verzweifelte oder auch Verweigerer: literarische Gestalten jedenfalls, die ihre Existenz mehr der Bücherwelt als dem realen Alltagsleben verdanken.

In „Schöne Freunde“ (2002) erzählt der elternlos aufwachsende Carlo Kovacs, der sich als Straßenmusikant an der Seite eines stummen Akkordeonspielers durchschlägt, wie er – nach einem verheerenden Grubenunglück mit vielen Toten – seinen Übergang in die Erwachsenenwelt erlebt hat. Die in der Retrospektive und in der Ich-Perspektive vermittelte Entwicklungsgeschichte (in vier Kapiteln: „Abschiede“, „Auf dem Schiff“, „Die Suche“, „Das Verschwinden“) führt die menschliche und nicht zuletzt die sprachliche Sozialisation des erzählenden Jungen vor Augen, der mittels der beobachteten Erwachsenen hauptsächlich die ihm prägnant erscheinenden Redewendungen mitsamt der (in Klammern aufgeführten) jeweiligen ‚Quelle‘ protokolliert; so vermerkt er beispielsweise, dass ein bestimmtes Lied „schon der Akkordeonspieler auf seine Belastbarkeit geprüft hatte (Ausdruck Ingenieur Wolkov)“ oder „dass sich jemand in Sachen Ehebruch einen gewissen Ruf erworben hatte (Ausdruck Frau Doktor Grüneisen)“. Immer wieder stellt sich der

Erzähler die folgende Frage – die er im selben Atemzug beantwortet: „Was gehört schon hierher? – Alles gehört hier her.“ Und folgerichtig beginnen zahlreiche Absätze mit der stereotypen Formulierung, „Ich beschreibe ...“, die vorrangig der Vergewisserung des Schreibenden dient, bevor er dann akribisch notiert, was er beobachtet hat. Schreiben bedeutet für den Heranwachsenden, seine Umwelt in Worte zu fassen, sie auf den Begriff zu bringen, um sie zumindest sprachlich in den Griff zu bekommen und zu erproben, ob die von Erwachsenen aufgeschnappten Floskeln und Phrasen sich etwa womöglich für eigene Liebesgeständnisse eignen: „Ich wollte sehen, ob die Sätze, die (...) gesagt worden waren, noch in der Luft hingen, all die gebrauchten Augenblicke und Ausdrücke, die sagen, dass jemand jemanden liebt.“ In Carlos Erinnerungen („heute, Jahre danach“) sind auch die Erfahrungsberichte anderer Figuren („Ein Arbeiter“, „Portierfrau Berber“ u.a.) eingefügt, die – wie viele Texte Geigers – eine Polyphonie der Stimmen und Lebenseinstellungen präsentieren und damit letztlich wie Zeugnisse eines gesellschaftlichen Gedächtnisses fungieren, das einen Querschnitt durch verschiedene soziale Schichten und das für sie charakteristische Milieu archiviert.

Eine außergewöhnlich hohe Anerkennung vonseiten des Lesepublikums wie des literarischen Feuilletons erfuhr Arno Geigers umfangreicher ‚Familienroman‘ „Es geht uns gut“ (2005).

Die jeweils mit einem Wochentag und einer Datumsangabe als Überschriften versehenen 21 Romankapitel erzählen die Geschichte(n) von drei Generationen einer in Wien lebenden Familie, die sich jedoch unaufhaltsam aufzulösen scheint. Einzelne ihrer Mitglieder stehen im Mittelpunkt der auf mehreren Zeitebenen angesiedelten Handlung, die von 1938 (über 1945, '55, '62, '70, '78, '82 und 1989) bis in die Erzählgegenwart 2001 reicht. Mittels der Konzentration auf verschiedene Zeitpunkte wird sowohl eine Familiengeschichte rekonstruiert als auch ein Gesellschaftsbild der österreichischen Geschichte im 20. Jahrhundert konturiert.

Eine Art Rahmen der Romanhandlung bilden die Bemühungen eines Repräsentanten der dritten Generation, des 36-jährigen Schriftstellers Philipp Erlach, der das ehemalige Wohnhaus seiner verstorbenen Großeltern geerbt hat und es zu renovieren gedenkt, um selbst darin zu wohnen. Die Ausbesserungsarbeiten an der in einem weitläufigen Park im vornehmen 13. Wiener Gemeindebezirk gelegenen großbürgerlichen Villa beginnen am „Montag, 16. April 2001“ (1. Kapitel) und dauern bis „Mittwoch, 20. Juni 2001“ (21. Kapitel). Ähnlich wie im ersten und im letzten Romankapitel fokussiert der auktoriale Erzähler auch in den anderen Kapiteln den Blick auf eine bestimmte Figur und deren meist familiäres Umfeld, wobei auch außereheliche Seitenblicke und -sprünge das Interesse der Romanfiguren wie der Leser auf sich ziehen.

Im Zentrum der in 13 Kapiteln präsentierten Gegenwartsebene steht stets der ledige Philipp Erlach, dessen Gedanken zwar auch eigenen Buchprojekten – unter anderem der Aufzeichnung seiner Familiengeschichte – gelten, vor allem aber der „stundenweisen Liebe“ mit seiner Geliebten Johanna Haug, die mit ihrem Mann, dem exzentrischen Künstler Franz, „in einer der bestgeführten zerrütteten Ehen Wiens“ lebt und ihrerseits nicht über „Trennungsphantasien“ hinauskommt. Philipp tröstet sich seinerseits mit einer namenlos bleibenden Postbotin oder mit erotischen Erinnerungen und Träumen („und wie nicht anders zu erwarten in solchen Träumen, gefällt der Frau, was Philipp mit ihr macht“). Die mit skurrilen Zügen versehenen Auseinandersetzungen mit den beiden ukrainischen Schwarzarbeitern Atamanow und Steinwald, die ihm helfen, den maroden Familiensitz zu sanieren, vervollständigen den Tagesablauf des als sympathischen Tagträumer gezeichneten Taugenichts, dem – wie Eichendorffs romantischer Vorgänger – vieles in den Schoß fällt, der jedoch letztlich mit sich und der Welt wenig anzufangen weiß.

Die Zeit der Elterngeneration, die noch während des Zweiten Weltkriegs aufgewachsen ist und in den ersten Nachkriegsjahrzehnten ihre Existenz aufbaut, wird (in vier Kapiteln) zunächst aus dem Blickwinkel von Philipps – damals erst 15-jährigem – Vater Peter (Jahrgang 1930) zur Darstellung gebracht, der – am „Weißen

Sonntag, 8. April 1945“ – ziellos durch das zerstörte Wien irrt. Die Schilderung der Kampfhandlungen, die er als Jugendlicher erlebt und erlitten hat (wie das qualvolle Sterben von Kameraden usw.), gehört zu den beeindruckendsten Romanpassagen. In dem zehn Jahre später, am „Dienstag, 12. Mai 1955“, spielenden Kapitel kommt dann Philipps Mutter Ingrid zu Wort, die als Schülerin, kurz vor der Matura, Peter, ihren späteren Mann, kennengelernt und sich, nicht zuletzt wegen ihm, mit ihrem Vater überworfen hat. 15 Jahre später, am „Donnerstag, 31. Dezember 1970“, fällt noch einmal der Blick auf Ingrid und auf ihr als ebenso anstrengend wie unbefriedigend empfundenenes Leben, das sie als Ärztin, Ehefrau und Mutter von zwei kleinen Kindern in ihrem Wiener Vorstadthäuschen führt. Nach Ingrids Unfalltod in der Donau (im Sommer 1974) begleiten die Leser erneut – den nunmehrigen Witwer – Peter Erlach, mittlerweile ein anerkannter Verkehrsexperte, auf seiner Urlaubsfahrt nach Kroatien (am „Freitag, 30. Juni 1978“) in Begleitung seiner 17-jährigen Tochter Sissi und des 12-jährigen Philipp. Die Erfahrung von Philipps Eltern – im Zeichen des Wirtschaftswunders (in den 1950er Jahren), der Studentenbewegung (in den 1960ern) und der aufkommenden Frauenemanzipation (der 1970er Jahre) – wird hauptsächlich durch die Konflikte mit Ingrids Eltern und, nach der Loslösung von diesen, mit dem Ehepartner und den eigenen Kindern geprägt. Besonders die Frage und Suche nach der eigenen Identität, deren Entwicklung durch die zurückliegenden Kriegserlebnisse starken Beeinträchtigungen unterliegt, dominiert das Denken und Handeln von Philipps Eltern: Sowohl sein in den letzten Kriegstagen traumatisierter Vater („immer dieselben Bilder, die sich zu Peters fünfzehnjährigem Leben zusammenfügen“) als auch seine Mutter, die obsessiv jede im Fernsehen ausgestrahlte Wiederholung des Hans-Moser- und Paul-Hörbiger-Films „Der Hofrat Geiger“ (1947) anschaut, in dem sie seinerzeit als 11-jährige Statistin mitwirken durfte, sind als Eltern derart beschäftigt, dass fast alle über die familiären Pflichten hinausgehenden Wünsche auf der Strecke bleiben.

Die Geschichten von Philipps Großeltern mütterlicherseits, Alma und Friedrich Sterck, sind demgegenüber noch weitaus stärker durch epochenspezifische

Rollenfixierungen bestimmt. Die (ebenfalls in vier Kapiteln) gebotenen Rückblicke auf sie reichen bis „Samstag, 6. August 1938“ (da ist Alma 31 Jahre alt, Friedrich etwas älter), knapp fünf Monate nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das ‚Dritte Reich‘, zurück und entfalten – in größeren zeitlichen Sprüngen von 1938 über 1962 und 1982 bis 1989 – den politischen Werdegang aus der Perspektive des konservativ geprägten Großvaters. Während diesem in der Nachkriegszeit eine Karriere als Politiker gelang und er sogar kurzzeitig ein Ministeramt bekleidet hatte, entpuppt sich das nicht immer erfreuliche Leben der Frau an seiner Seite, die mehrmals über die Affären ihres Mannes hinweggesehen hat, als gekennzeichnet sowohl von mannigfaltigen Entbehrungen in beruflicher und persönlicher Hinsicht als auch von einem eskapistischen Rückzug in die literarischen „Seelen- und Landschaftsbilder“, die Adalbert Stifter in seinem „Nachsommer“ konturiert, wie aus Almas Blickwinkel in ebenfalls zwei Kapiteln erzählt wird.

Unterschiedliche politische Standpunkte oder gesellschaftliche Stellungen, die permanenten Generationenkonflikte und divergenten Geisteshaltungen finden in diversen Textsorten ihren Ausdruck: In die überwiegend narrativen Passagen sind hin und wieder in Kursivschrift Nachrichtenmeldungen und Zeitungsartikel eingeschoben, die die Handlung gleichsam zeitgeschichtlich verorten (der Einmarsch deutscher Truppen in Österreich 1938, der Falklandkrieg 1982 oder der Zusammenbruch der DDR 1989). Der häufig an Schlüsselstellen verwendete innere Monolog und die erlebte Rede vermitteln Einblicke in das Innenleben verschiedener Figuren; und in dem sich über mehrere Seiten erstreckenden Bewusstseinsstrom der Alma Sterck wird gegen Ende des Buches nicht nur die individuelle Befindlichkeit einer älteren Dame aus besserem Hause zum Ausdruck gebracht, sondern ebenfalls eine generationsspezifische Zustandsbeschreibung ihrer Alters- und Zeitgenossen.

Geiger gelingt es in „Es geht uns gut“, so etwas wie die typischen Mentalitätsmerkmale der einzelnen Generationen und – innerhalb dieser – die der beiden Geschlechter einfühlsam zu charakterisieren, wobei die Darstellung der

Frauengestalten besonders zu überzeugen vermag: Alma Sterck (Jahrgang 1907) bewundert ihren Mann in den Anfangsjahren ihrer Ehe fast grenzenlos und hält ihm gewissermaßen den Rücken für seinen politischen Aufstieg frei. Zu diesem Zweck wird sie von ihm genötigt, ihrerseits ihre berufliche Tätigkeit als Geschäftsführerin einer Wäscherei aufzugeben. Gleichzeitig übersieht sie geflissentlich seine Affären mit anderen Frauen und pflegt schließlich den dementen Greis aufopferungsvoll bis zu seinem Tod. Alma, die mit 93 Jahren stirbt, ordnet sich lebenslang den Bedürfnissen und Forderungen ihres Mannes unter.

Zwar beginnt auch die anfänglich leidenschaftliche Liebesbeziehung von Almas Tochter Ingrid (Jahrgang 1936) mit Bewunderung für ihren zeitweise lebensuntüchtigen Freund und späteren Ehemann Peter Erlach, wobei es Ingrid zugleich – und verbunden mit erbitterten Auseinandersetzungen mit ihrem patriarchalischen Vater – schafft, sich von ihrem Elternhaus zu lösen. Ingrid aber verwirklicht anders als ihre Mutter konsequent ihre eigenen beruflichen Pläne und schließt ihr Medizinstudium erfolgreich ab. Am Anfang der 1970er Jahre steht sie gedanklich der immer einflussreicher werdenden Emanzipations- und Frauenbewegung nahe. Ihre Tochter Sissi (Jahrgang 1961), die Mitte der 1980er Jahre aus dem familiären Blickfeld mehr und mehr entschwindet, da sie in Amerika eine eigene Familie gründet, findet offensichtlich ohne größere Probleme ihren eigenen Weg – und deshalb im Roman nur wenig Berücksichtigung.

Den skizzierten Entwicklungen der Frauengestalten entsprechen die sich zunehmend auflösenden Rollenfixierungen der Männerfiguren in den drei geschilderten Generationen. Der am Beginn des 20. Jahrhunderts geborene und sich noch weitgehend als unumschränktes Familienoberhaupt gerierende Friedrich Sterck ordnet seinem politischen Aufstieg beinahe alles unter, wobei er im Lauf der Jahre vieles von dem verliert, was ihm eigentlich wichtig ist oder sein sollte: Sein 14-jähriger Sohn Otto ‚fällt‘ noch kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, seine Tochter Ingrid verlässt im Streit ihr Elternhaus und pflegt nur noch sporadisch Kontakt zu

diesem; und auch deren Nachwuchs, Friedrichs Enkelkinder, besuchen die Großeltern äußerst selten. Der von Friedrich kaum akzeptierte Schwiegersohn Peter Erlach seinerseits schlägt sich, nicht ohne massive Unterstützung seiner Frau, gerade so durchs Leben; er wird im Grunde erst gezwungen, Verantwortung für seine noch halbwüchsigen Kinder zu übernehmen, als Ingrid 1974 bei einem Badeunfall in der Donau ertrinkt. Für Philipp Erlach schließlich – zum Zeitpunkt der Erzählgegenwart (2001) immerhin schon 36 Jahre alt und als Autor nur mäßig erfolgreich – scheint eine dauerhafte Beziehung oder gar eine Familiengründung nicht in Sicht: Er leidet an der ihn seit Jahren ernüchternden Beziehung zu seiner anderweitig verheirateten Freundin und erliegt während ihrer häufigen Abwesenheit nicht ungern den sexuellen Offerten anderer Frauen. Philipps Lethargie gipfelt in der lakonischen Devise: „Auch Nichtstun kann die Dinge zum Eskalieren bringen.“

Geiger zeichnet den Prozess der fortschreitenden Auflösung einer Familie nach, deren Struktur sich vor allem insofern als fragil erweist, als sich die einzelnen Ehepartner gedanklich und gefühlsmäßig ebenso stetig voneinander entfernen wie die Kinder von ihren Eltern. Ihre Kontaktaufnahmen beschränken sich, nachdem sie die Schulzeit absolviert haben, in der Regel auf seltene Telefonate oder auf Kurzbesuche, die sich nicht vermeiden lassen. Einer engeren Familienbindung oder gar einer familiären Traditionsbildung weichen sie geradezu systematisch aus. In diesem Sinne ist auch das einigermaßen offene und mit einem ironischen Augenzwinkern versehene Ende von Geigers Familiensaga zu deuten: In welche Richtung die Geschichte dieser Familie – oder ob sie überhaupt – weitergeht, bleibt völlig unabsehbar.

Der Erzählband „Anna nicht vergessen“ (2007) versammelt in drei Teilen („Tage“, „Jahre“, „Leben“) jeweils vier Erzählungen, die um alltägliche oder auch um ungewöhnliche Begegnungen oder Begebenheiten kreisen: Die Titelgeschichte erzählt, wie die sich vernachlässigt fühlende sechsjährige Anna überall in der Wohnung ihrer Mutter Ella – die im Auftrag einer ‚Sicherheitsagentur‘ die Treue von

Ehemännern auf die Probe stellt – kleine Zettel aufhängt, um ihr Recht auf mehr Zuwendung mit der Forderung „Anna nicht vergessen“ Nachdruck zu verleihen. In einer anderen Geschichte zeugen die Transkriptionen von Tonbändern, die eine Frau an ihren in Australien weilenden Geliebten schickt („Also, das wär’s so ziemlich“), ebenso von einer tiefen Vereinsamung und Verunsicherung wie der von einem krankhaften Kontrollzwang beherrschte Mann, dessen permanente Telefonanrufe seine Freundin mehr und mehr als Belästigung empfindet („Es rührt sich nichts“). Vergleichbare resignative oder gar depressive Gefühlslagen teilen in dieser Prosasammlung die meisten Männer und Frauen, wie etwa der dem Ende einer Beziehung nachtrauernde junge Mann, der seinen letzten Abend in Berlin verbringt („Abschied von Berlin“), oder der sich von seiner Ehefrau bedrängt fühlende Mann („Feindesland“), dessen Versuche, sich ihr zu entziehen, auf groteske Weise scheitern. Der Band versammelt – worauf auch die Literaturkritik fast einhellig hingewiesen hat – in seiner Qualität und Thematik sehr heterogene Geschichten, die jedoch gerade dadurch Einblicke in das breite erzählerische Spektrum des Autors bieten.

Mit „Alles über Sally“ (2010) hat Arno Geiger einen komplexen Gesellschafts- und Zeitroman vorgelegt, der die Geschichte einer Ehe wie auch die einer ganzen Generation und ihres Lebensgefühls gleichermaßen einfühlsam wie scharfsichtig entfaltet. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich vom Sommer 2008 bis kurz vor Jahresende und spielt hauptsächlich in dem in einer Wiener Vorstadt gelegenen Wohnhaus der fünfköpfigen Familie Fink.

Nachdem Alfred und Sally Fink in ihrem englischen Urlaubsdomizil die Nachricht erhalten haben, dass in ihr Eigenheim eingebrochen und dieses verwüstet worden sei, kehren sie frühzeitig nach Wien zurück und verbringen die nächsten Wochen damit, die Spuren des vorgefundenen Chaos zu beseitigen. Die Titelfigur Sally ist zum Zeitpunkt der Handlung 52 Jahre alt und seit über drei Jahrzehnten mit dem 57-jährigen Alfred, einem Museumskurator, verheiratet; die beiden erwachsenen Töchter

Alice und Emma haben das Elternhaus bereits verlassen, während sich der 18-jährige Sohn Gustav auf die bevorstehende Matura vorbereitet. Der in elf Kapitel unterteilte Roman schildert – meistens aus Sallys Perspektive – den Alltag der Titelfigur als Lehrerin, Mutter und Ehefrau sowie einige ihrer vor- und außerehelichen Affären mit verschiedenen Männern und in unterschiedlichen Lebensphasen. Das mittlere und in mehrfachem Sinne: zentrale sechste Kapitel des Buches versetzt die Leser mittels einer umfangreichen Rückblende in das Kairo der auslaufenden 1970er Jahre, wohin es Alfred und Sally berufsbedingt verschlagen hatte und wo sie sich kennen- und lieben gelernt haben.

In einem der furiosesten, dem vorletzten, Kapitel des Romans wird in Form eines inneren Monologs die Gedankenwelt des ‚gehörnten‘ Ehemanns zum Ausdruck gebracht, wobei nicht nur, aber vor allem sein Verhältnis zu seiner geliebten Frau sein Gefühlsleben dominiert. Alfreds Bewusstseinsstrom, der sich über 40 Buchseiten in nur einem einzigen Satz erstreckt, stellt ein Liebesbekenntnis besonderer Art zu seiner Lebensgefährtin dar, obwohl der hintergangene Gatte keineswegs blind ist und ziemlich genau weiß, auch ohne Details zu kennen, dass ihm seine Frau nicht immer in ehelicher Treue verbunden war – ähnlich wie auch er ihr nicht. Trotz der keineswegs negierten oder gar eskamotierten Eheprobleme, die Alfred sich einigermaßen schonungslos eingesteht, stellt Sally für ihn einen „nach außen gekehrten Aspekt seiner Persönlichkeit“ dar. In „Alles über Sally“ – wie auch in anderen zeitgenössischen Eheromanen (von Ulrich Woelk u.a.) – folgt dem ein- oder auch mehrmaligen Ehebruch (von denen beide Ehepartner Kenntnis erhalten) nicht mehr zwangsläufig die Auflösung des heilig genannten Stands der Ehe oder gar die Auslöschung des eigenen Lebens oder das des außerehelichen Konkurrenten mittels eines Duells. Diese Usancen, die Gustave Flaubert in „Madame Bovary“, Theodor Fontane in „Effi Briest“ und Leo Tolstoi in „Anna Karenina“ dargestellt haben, gehören der Vergangenheit an oder – wie die Steinigung von Ehebrecherinnen, die Sally am Anfang des Romans im Fernsehen mit Schaudern registriert – anderen ‚Kulturkreisen‘. Im bürgerlichen Eheroman des 21. Jahrhunderts verliert der

Ehebruch nicht selten an Relevanz für die weitere Lebensführung: Die Ehe wird mehr oder weniger weitergeführt wie zuvor – inner- und außerhalb der Lebensgemeinschaft. Ein Ehebruch markiert zwar womöglich noch einen Einschnitt in einem Lebensabschnitt, nicht aber unbedingt mehr dessen Ende – wie Sally zu ihrer eigenen Irritation feststellt. In seinem Roman unternimmt es Geiger, seine Figuren wie auch das bürgerliche Milieu, in dem sie agieren, zu sezieren und ihre Beziehungen gleichsam zu diagnostizieren, nicht jedoch, sie zu dekuvirieren oder gar zu denunzieren.

In „Der alte König in seinem Exil“ (2011) setzt der sich schnell als literarisches Alter Ego des Autors erweisende Erzähler seinem seit Mitte der 1990er Jahre an Demenz erkrankten Vater August Geiger ein literarisches Denkmal.

In zwölf Kapiteln entfaltet er die Lebensgeschichte seines Vaters, der 1926 als drittes von zehn Kindern geboren wurde, mit 17 Jahren, 1943, als Soldat in den Zweiten Weltkrieg ziehen musste und mit 18 an die Ostfront verlegt wurde. Ein leitmotivisch immer wiederkehrendes Foto zeigt – gleichsam als Monument des Überlebens –, wie sich August Geiger, abgemagert bis auf die Knochen, aus russischer Kriegsgefangenschaft in seine Vorarlberger Heimat durchgeschlagen hat. Dort wird er als Gemeindeschreiber beschäftigt und heiratet eine Lehrerin, bevor das Ehepaar ein Haus baut, in dem die drei Söhne und eine Tochter aufwachsen. Als sich seine Frau nach 30 Ehejahren von ihm trennt, verkraftet er das nur schwer, auch wenn sich die beiden nicht scheiden lassen. Diese ebenso einzigartige wie exemplarische Lebensgeschichte wird stets mit Blick auf den zunächst kaum wahrgenommenen Ausbruch und die in Schüben verlaufende Alzheimerkrankheit August Geigers rekonstruiert: Langsam lösen sich dessen Erinnerungen und seine Orientierung in der Gegenwart auf, was den Betroffenen immer hilfloser und unberechenbarer werden lässt, bis er ein Pflegefall für die Familienangehörigen und wechselnde Betreuerinnen wird, um dann schließlich Aufnahme in einem nahen Pflegeheim zu finden.

Arno Geiger erzählt eindrucksvoll, wie er sich seinem Vater wieder angenähert hat, als dessen Krankheit erkannt worden war, nachdem sich ihr Kontakt in den vorausgegangenen Jahren verringert hatte: „Da mein Vater nicht mehr über die Brücke in meine Welt gelangen kann, muss ich hinüber zu ihm. Dort drüben, innerhalb der Grenzen seiner geistigen Verfassung (...) ist er noch ein beachtlicher Mensch, und wenn auch nach allgemeinen Maßstäben nicht immer ganz vernünftig, so doch brilliant.“ Diese ‚Brillanz‘ kommt in einigen fast poetisch anmutenden Formulierungen zum Ausdruck, die ebenso ironisch wie philosophisch klingen: „Das Leben ist ohne Probleme auch nicht leichter.“ Der schreibende Sohn zeichnet viele Bemerkungen auf, „die auch ein Held von Franz Kafka oder Thomas Bernhard gesagt haben könnte“, und die gleichsam von einem tragikomischen Potenzial der Gedankengänge zeugen, etwa wenn der Vater auf die Frage, wie es ihm gehe, antwortet: „Also, ich muss sagen, es geht mir gut. Allerdings unter Anführungszeichen, denn ich bin nicht imstande, es zu beurteilen.“

„Der alte König in seinem Exil“ stellt eine Reflexion über eine Krankheit dar, mit der man nur schwer oder gar nicht fertig werden kann, und liest sich wie ein Rechenschaftsbericht, der zugleich als Vorbereitungsschrift für vergleichbare ‚Fälle‘ dienen kann und wohl auch soll. Geiger macht in seinem Buch das Allgemeine persönlich und demonstriert, was die Krankheit mit denen anstellt, die damit konfrontiert werden: Immer wieder beschreibt Geiger die seinen Vater quälende Überzeugung, nicht zu Hause zu sein, was ein Symptom der Krankheit zu sein scheint, für das es keine Abhilfe gibt, wofür Geiger aber eine plausible Erklärung liefert: „Ich erkläre es mir so, dass ein an Demenz erkrankter Mensch aufgrund seiner inneren Zerrüttung das Gefühl der Geborgenheit verloren hat und sich an einen Platz sehnt, an dem er diese Geborgenheit wieder erfährt. Da jedoch das Gefühl der Irritation auch an den vertrautesten Orten nicht vergeht, scheidet selbst das Bett als mögliches Zuhause aus.“

Dass es sich bei „Der alte König in seinem Exil“ jedoch keineswegs nur um eine berührende Krankengeschichte handelt, sondern um ein literarisches Werk *sui generis*, zeigt sich – wie fast stets bei Geiger – schon in seinem äußeren Erscheinungsbild: Die in Kursivschrift zwischen die einzelnen Kapitel eingefügten Kurzdialoge Arno und August Geigers sowie die neun – zwischen dem neunten und zehnten Kapitel abgedruckten – Erfahrungsberichte verschiedener Angehöriger von Demenzkranken vermitteln nicht nur eindrucksvolle Momentaufnahmen davon, wie die von der Krankheit Betroffenen denken und handeln, sondern belegen den gestalterischen Formwillen des Autors. So signalisieren die gegen Ende des Buches sich häufenden sentenzartigen Sätze, die die längeren Absätze der vorangegangenen Kapitel ablösen, auch in formaler Hinsicht das Fortschreiten der Krankheit und die zunehmende Auflösung der Erinnerungsfähigkeit; der mitunter elegische Tonfall dieser meist kürzeren Textsequenzen resultiert aus den aphoristisch und fragmentarisch anmutenden Reflexionen über Altern und Sterben, über Tod und Vergänglichkeit.

Insgesamt dokumentiert Arno Geigers Gesamtwerk eine sprachlich-stilistische Entwicklung, die einhergeht mit einer thematischen Erweiterung seiner Sujets: In seinen im Duktus oft verspielt wirkenden ersten drei Romanen bemühen sich die meist jugendlichen Helden, dem Sinn des Daseins und ihrer eigenen Identität nachzuspüren, wobei ihre Bestrebungen nicht immer von Erfolg gekrönt sind. Die Darstellung generationenübergreifender Konstellationen entwirft demgegenüber ein – auch im Tonfall – realistischer wirkendes Gesellschaftsbild des 20. und 21. Jahrhunderts (in „Es geht uns gut“), das um die Problematik aktueller (Ehe-)Paar- und Familienbeziehungen erweitert wird (in „Alles über Sally“) und auch Alters- und Krankheitserscheinungen umfasst (wie in „Der alte König in seinem Exil“). Geigers oft lakonisch wirkende Prosa, seine manchmal surreale Metaphorik und die mitunter absurd anmutenden Erzählsituationen zeugen dabei ebenso wie die nicht wenigen tragikomische Elemente und Momente vom Respekt und der Distanz des Autors zu seinen Figuren und der Welt, in der diese leben.

Arno Geiger - Primärliteratur

Stand: 15.03.2015

„Kleine Schule des Karussellfahrens. Roman“. München, Wien (Hanser) 1997.

„Irrlichterloh. Roman“. München, Wien (Hanser) 1999.

„Alles auf Band oder Die Elfenkinder. Drama“. Zusammen mit Heiner Link. Wien (Deuticke) 2001.

„Schöne Freunde. Roman“. München, Wien (Hanser) 2002.

„Es geht uns gut. Roman“. München, Wien (Hanser) 2005.

„Der schmale Grat“. Essay. In: Kurt Neumann (Hg.): Die Welt, an der ich schreibe. Ein offenes Arbeitsjournal. Wien (Sonderzahl) 2005. S. 61–66.

„I Am a Fugitive From a Chain Gang“. Essay. In: Wespennest. 2006. H.141. S.60–62.

„Wenn meine Träume auch ärmlich sind, sie sind das, was ich habe“. Essay. In: Akzente. 2006. H.6. S.570–575.

„Anna nicht vergessen“. München, Wien (Hanser) 2007.

„Im Regen. Zwei Erzählungen“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 2009. (= dtv 8230). [Enthält: „Im Regen“ und „Stop and go“].

„Alles über Sally. Roman“. München, Wien (Hanser) 2010.

„Der alte König in seinem Exil“. München, Wien (Hanser) 2011.

„Grenzgehen. Drei Reden“. München, Wien (Hanser) 2011.

„Debakel und Friedenspfeife“. Essay. In: Literaturen. 2011. H.100. S.30–35. [Über Max Frisch].

„Jona tobt. Arno Geiger und Kitty Kahane erzählen eine Geschichte aus Ninive“. Zusammen mit Kitty Kahane. Frankfurt/M. (Hansisches Druck- und Verlagshaus) 2012.

„Selbstporträt mit Flusspferd. Roman“. München (Hanser) 2015.

Arno Geiger - Interviews

Stand: 15.01.2013

Niemann, Norbert: „Die Fiktion ist ein Präzisionsinstrument“. Warum noch Romane schreiben, bei all der auf Quellen gestützten Geschichtsaufarbeitung und Zeitzeugenbefragung in den Massenmedien? In: Volltext. 2005. H.5. S.4–6. (Zu: „Es geht uns gut“).

anonym: „Frauen gelingen mir ganz gut“. Arno Geiger, Gewinner des erstmals vergebenen Deutschen Buchpreises, über Sinn und Zweck solcher Auszeichnungen und seinen prämierten Roman ‚Es geht uns gut‘. In: Der Spiegel, 24.10.2005.

Steinger, Theresa: „Erzählungen sind Affären mit dem Leben“. In: Buchwoche (Österreich), 4. 8.2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Lietzow, Bernadette: „Schreiben ist mein Lieblingsleben“. In: Tiroler Tageszeitung, 24.8.2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Urbanek, Julia: „Man braucht die großen Effekte nicht“. In: Wiener Zeitung, 24.8.2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Hart, Maribel / Wolter, Alexander: „Der Schwamm ist leer, jedenfalls dort, wo man ihn gedrückt hat“. Werkstattgespräch mit Arno Geiger“. Hg. von Sabine Döring und Monika Eden. Oldenburg (Frühwerk) 2008.

Plank, Alexandra: „Effi Briest war mit 30 ein altes Eisen“. In: Tiroler Tageszeitung, 12.2.2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Nüchtern, Klaus: „Für Sex riskieren wir sehr viel“. Warum interessiert sich Arno Geiger für Ehebruch? In: Falter, Wien. 5, 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Eppelsheim, Philip / Wagner, Richard: „Alles ist lohnenswert“. Arno Geiger über seinen dementen Vater, seine Familie, den Tod und das Anbellen des Mondes“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 6.2.2011. (Zu: „Der alte König“).

Bartels, Gerrit: „Arno Geiger: ‚Auch das Glück gehört zur Demenz‘“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27.2.2011. (Zu: „Der alte König“).

Hammelehle, Sebastian / Weyandt, Hans-Jost: „Das Ende des Lebens ist auch Leben“. In: Spiegel online, 4. 3. 2011. (Zu: „Es geht uns gut“).

Schröder, Lothar: „Annäherung an den dementen Vater“. In: Rheinische Post, 18. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Bröhm, Alexandra: „Es ist okay, wenn er mich für seinen Bruder hält“. In: Sonntagszeitung, Zürich, 27. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Quilitzsch, Frank: „Arno Geiger: Gespräch mit dem Literaturpreisträger“. In: Thüringer Allgemeine, 18. 9. 2011.

Arno Geiger – Tonträger Stand: 15.01.2013

„Es geht uns gut“. (Gekürzte) Lesung von Arno Geiger. 4 CDs. München (Der Hörverlag) 2006.

„Anna nicht vergessen“. (Gekürzte) Lesung von Fritz Karl und Ulli Maier. 4 CDs. München (Der Hörverlag) 2007.

„Alles über Sally“. (Gekürzte) Lesung von Markus Hering. 6 CDs. München (Der Hörverlag) 2010.

„Der alte König in seinem Exil“. (Ungekürzte) Lesung von Matthias Brandt. 4 CDs. Hamburg (Hörbuch Hamburg) 2011.

- Nüchtern, Klaus:** „Das Gespenst der Fadesse“. In: Die Zeit, 7. 11. 1997. (Zu: „Kleine Schule“).
- Renoldner, Klemens:** „Fröhlichkeit, gequält“. In: Literatur und Kritik. 1997. H.319/320. S.98. (Zu: „Kleine Schule“).
- Strohal, Ursula:** „Widerstand gegen das Graugrau eines langen Sommers“. In: Tiroler Tageszeitung, 16. 1. 1998. (Zu: „Kleine Schule“).
- Mensing, Kolja:** „Zwischen Morgenschlaf und Schlummertrunk“. In: Berliner Zeitung, 14. 3. 1998. (Zu: „Kleine Schule“).
- Krumbholz, Martin:** „Jonas und der Sommerspargel“. In: Die Zeit, 14. 10. 1999. (Zu: „Irrlichterloh“).
- Pollanz, Wolfgang:** „So voller Nichts“. In: Wiener Zeitung, 19. 11. 1999. (Zu: „Irrlichterloh“).
- Kraft, Thomas:** „Von Fakes und Mutanten“. In: die tageszeitung, 25. 11. 1999. (Zu: „Irrlichterloh“).
- Haas, Franz:** „Das präzise Stolpern der Marionetten“. In: Literatur und Kritik. 1999. H.337/338. S. 95. (Zu: „Irrlichterloh“).
- Hilpold, Stephan:** „Spraydosen aus dem Geigenkoffer“. In: Berliner Zeitung, 29. 1. 2000. (Zu: „Irrlichterloh“).
- Ebner, Reinhard:** „Leer gefegter Himmel“. In: Wiener Zeitung, 22. 11. 2002. (Zu: „Schöne Freunde“).
- Wingler, Hedwig:** „Schreiben ist Abenteuer im Kopf“. In: Manuskripte. 2002. H.42. S.128–131. (Zu: „Schöne Freunde“).
- Schmidt-Dengler, Wendelin:** „Der Kritik voraus“. In: Volltext. 2002/2003. H.4. S.19–31. (U.a. zu: „Schöne Freunde“).
- Löffler, Sigrid:** „Geschrumpft und gestückelt, aber heilig“. In: Literaturen. 2005. H.6. S.18–26: (Zu: „Es geht uns gut“).
- Wingler, Hedwig:** „„Es geht uns gut““. In: Manuskripte. 2005. H.44. S.138–142.
- Hage, Volker:** „Wühlarbeit im Haus der Ahnen“. In: Der Spiegel, 29. 8. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Mensing, Kolja:** „Garderobenzuschüsse besänftigen die Ehefrau“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. 9. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Auffermann, Verena:** „Worüber man mit sich spricht. Arno Geiger zerlegt virtuos eine österreichische Familie“. In: Die Zeit, 13. 10. 2005.
- Schings, Katrin:** „Das alte Haus in Hietzing“. In: Berliner Zeitung, 13. 10. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Haas, Daniel:** „Es bleibt in der Familie“. In: Spiegel online, 18. 10. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Vogel, Sabine:** „Vom Gewicht des Lebens. Der Österreicher Arno Geiger erhielt den neuen Deutschen Buchpreis“. In: Berliner Zeitung, 18. 10. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Mechlenburg, Gustav:** „Einfach mal so“. In: die tageszeitung, 19. 10. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Es geht ihm gut. Arno Geiger erhält den ersten Deutschen Buchpreis“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 19. 10. 2005.
- Schröder, Christoph:** „Es geht ihm gut“. In: Frankfurter Rundschau, 19. 10. 2005. (Zum Deutschen Buchpreis).
- Thuswaldner, Anton:** „„Kinder, seid ihr schlaff““. In: Frankfurter Rundschau, 19. 10. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).
- Strigl, Daniela:** „Kam Kaiser Franz Joseph vor oder nach Hitler?“ In: Literaturen. 2005. H.10. S. 80. (Zu: „Es geht uns gut“).

Riedl, Joachim: „Immer dranbleiben und durchhalten“. Arno Geiger hat den besten deutschsprachigen Roman des Jahres geschrieben. Aber an seinem Ziel ist der Einzelgänger damit noch nicht angelangt“. In: Die Zeit, 10. 11. 2005.

Schwamen, Maïke van: „Der Skandal ist das Schweigen“. In: Basler Zeitung, 25. 11. 2005. (Zu: „Es geht uns gut“).

Bräutigam, Sarah: „Arno Geiger: ‚Es geht uns gut‘“. In: Rheinische Post, 29. 12. 2005.

Thaler, Jürgen: „Intimes Österreich. Arno Geiger: ‚Es geht uns gut‘“. In: Wespennest. 2005. H. 141. S.103. f.

Klauhs, Harald: „Hofrat Geiger triumphiert über die Geschichte“. In: Literatur und Kritik. 2006. H.403/404. S.98–100. (Zu: „Es geht uns gut“).

Lengauer, Hubert: „Arno Geiger: Es geht uns gut“. In: kolik. Zeitschrift für Literatur. 2006. H.32. S.157–159.

Straub, Wolfgang: „Kontroverse. Arno Geiger ‚Es geht uns gut‘. Zum Verhältnis von Geschichte und zum Kindermädchen“. In: Literatur und Kritik. 2006. H.403/404. S.96–97.

Polt-Heinzl, Evelyn: „Die Schule der Papiertiger“. Über den Hang zur Literaturbetriebssatire im Zeitalter belletristischer Totalvermarktung“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13. 7. 2007.

Schwamen, Maïke van: „Denkzettel gegen die Angst“. In: Basler Zeitung, 3. 8. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Landerl, Peter: „Bücher als Zielscheibe“. In: Wiener Zeitung, 11. 8. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Zuleger, Andrea: „Wirkliche Nähe gibt es nicht“. In: Aachener Zeitung, 11. 8. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Paasch-Beeck, Rainer: „Lauter ‚typische‘ Österreicher.“ In: Kieler Nachrichten, 15. 8. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Falcke, Eberhard: „Also, das wärs. Arno Geiger hat zwölf Erzählungen geschrieben, von denen leider nur vier etwas taugen und immerhin eine großartig ist“. In: Die Zeit, 16. 8. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Jandl, Paul: „Das sind doch wir“. Die österreichische Literatur vor einem furiosen Herbst“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25. 8. 2007.

Pfohlmann, Oliver: „Es rührt sich nichts“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. 10. 2007. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Papst, Manfred: „Den Büchern hinterherschreien“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14. 10. 2007.

Rüdenauer, Ulrich: „Glück ist nicht erzählenswert“. In: Literaturen. 2007. H.10. S.88. f. (Zu: „Anna nicht vergessen“).

Schmidt-Dengler, Wendelin: „Die Farben des Windrades“. In: Volltext. 2007. H.3. S.11. f.

Strigl, Daniela: „Doppelte Buchführungen“. In: Literatur und Kritik. 2007. H.417/418. S.97–99. (Zu: Anna nicht vergessen“).

Villiger Heilig, Barbara: „Erzähltheater, undramatisch“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. 5. 2008. (Zu: „Es geht uns gut“).

Strigl, Daniela: „Kam Kaiser Franz Joseph vor oder nach Hitler?“ In: Cicero, 15. 10. 2009. (Zu: „Es geht uns gut“).

Krause, Werner: „Die kleine Welt als Großereignis“. In: Kleine Zeitung, Graz, 31. 1. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Lovenberg, Felicitas von: „Erst Dauer gibt dem Abenteuer Ehe einen seriösen Anstrich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Sternburg, Judith von: „Zwei Dutzendherzen“. In: Frankfurter Rundschau, 8. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Breitenstein, Andreas: „Die Erzählbarkeit der Ehe“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Schacherreiter, Christian: „Wie man heute eine Ehe flickt“. In: Oberösterreichische Nachrichten, Linz, 10. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Fessmann, Meike: „Wo ist bloß die Postkarte aus Argentinien geblieben?“. In: Süddeutsche Zeitung, 11. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Ebel, Martin: „Im Reich der ungenutzten Möglichkeiten“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 12. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Knipphals, Dirk: „Verliebte Weltzugänge“. In: die tageszeitung, 13. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Lentes, Jürgen: „Die Luft ist raus“. In: Frankfurter Rundschau, 22. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Falcke, Eberhard: „Einbruch, Ehebruch, Beinbruch“. In: Die Zeit, 25. 2. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Richard, Christine: „Miteinander. Neue Treue im Roman“. In: Basler Zeitung, 13. 3. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Preissler, Brigitte: „Der Stützstrumpf im Bett“. In: Berliner Zeitung, 20. 3. 2010. (Zu: „Alles über Sally“).

Kluy, Alexander: „Tage. Jahre. Leben“. In: Literatur und Kritik. 2010. H.441/442. S.85 f. (Zu: „Alles über Sally“).

Kerschbaumer, Carina: „Er strahlt, wenn er mich sieht‘: Arno Geiger über seinen Vater“. In: Kleine Zeitung, Graz, 11. 4. 2010. (Zu: „Der alte König“).

Werner, Hendrik: „Inventur in der Wiener Vorstadt“. In: Literaturen. 2010. H.11. S.85 f. (Zu: „Alles über Sally“).

Holzer, Konrad: „Glückliche Geheimnisse“. In: Buchkultur. 2010. H.130. (Zu: Alles über Sally“).

Sparschuh, Jens: „Oberhalb der Schmerzgrenze“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 15. 1. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Krekeler, Elmar: „Im Gehäus des alten Königs“. In: Welt am Sonntag, 30. 1. 2011.

Lovenberg, Felicitas von: „Wenn einer nichts weiß und doch alles versteht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Wirthensohn, Andreas: „Verbluten in Zeitlupe“ In: Wiener Zeitung, 4. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Fessmann, Meike: „Zu Hause nie wieder“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Krause, Werner: „Vergessen in Würde: ‚Der alte König in seinem Exil‘“. In: Kleine Zeitung, Graz, 5. 2. 2011.

Moritz, Rainer: „Der arme Krauterer“. In: Die Presse, Wien, 5. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Plank, Alexandra: „Verlieren und Wiederfinden“. In: Tiroler Tageszeitung, 7. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Sternburg, Judith von: „Ich bin nichts mehr“. In: Frankfurter Rundschau, 8. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Haas, Franz: „Monument für einen Lebenden“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Vogel, Sabine: „Meine Federn, die sind fort“. In: Berliner Zeitung, 9. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Schmidt, Christopher: „Arno Geiger: ‚Der alte König in seinem Exil‘. Falsche Idylle“. In: Süddeutsche Zeitung, 11. 2. 2011.

Krekeler, Elmar: „Neuer Zugang zur Krankheit unseres Jahrhunderts“. In: Die Welt, 13. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Propson-Hauck, Martina: „Auf besondere Art Angst haben“. In: Frankfurter Rundschau, 16. 2. 2011. (Zum Friedrich-Hölderlin-Preis).

Stock, Ulrich: „Material Vater. Der Schriftsteller Arno Geiger schreibt einen Bestseller über den demenzkranken August Geiger, dessen Sohn er ist“. In: Die Zeit, 17. 2. 2011.

Waldinger, Ingeborg: „Identitätsproblem in der Küche“. In: Wiener Zeitung, 19. 2. 2011. (Zu: „Alles über Sally“).

Knipphals, Dirk: „Buch der Nähe“. In: die tageszeitung, 19./20. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Borchert, Thomas: „Arno Geiger über demenzkranken Vater“. In: Ruhrnachrichten, 22. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Helmbold, Britta: „Arno Geiger ‚Der alte König in seinem Exil‘“. In: Ruhrnachrichten, 24. 2. 2011.

Isenschmid, Andreas: „Abschied vom Vater“. In: Neue Zürcher Zeitung, 27. 2. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Schreiber, Daniel: „Arno Geiger: ‚Alzheimer ist die Krankheit des Jahrhunderts‘“. In: Cicero, 7. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Schröder, Lothar: „Abschied vom dementen Vater“. In: Rheinische Post, 7. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Quilitzsch, Frank: „Arno Geigers hilfreiches Buch über seinen alzheimerkranken Vater“. In: Thüringer Allgemeine, 13. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Mayr, Richard: „Der alte König in seinem Exil: Sterben der Erinnerung“. In: Augsburgische Allgemeine, 15. 3. 2011.

Gutschke, Irmtraud: „August will nach Hause“. In: Neues Deutschland, 17. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Richard, Christine: „Langer Gang in die Nacht“. In: Basler Zeitung, 18. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Reinacher, Pia: „Erschütterung des Urvertrauens“. In: Die Weltwoche, Zürich, 24. 3. 2011. (Zu: „Der alte König“).

Holzer, Konrad: „Alzheimer“. In: Buchkultur. 2011. H.135. S.31. (Zu: „Der alte König“).

Kippenberger, Susanne: „... nur ein wenig anders“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5. 6. 2011.

Propson-Hauck, Martina: „Was vom Menschen bleibt“. In: Frankfurter Rundschau, 6. 6. 2011. (Zum Friedrich-Hölderlin-Preis).

Strigl, Daniela: „Wenn alles zu entgleiten scheint“. In: Literaturen. 2011. H.2. S.72. (Zu: „Der alte König“).

Strigl, Daniela: „Vater und Sohn. Arno Geiger über die Grazie des Verdämmerns“. In: Literatur und Kritik. 2011. H.46. S.86 f. (Zu: „Der alte König“).

Rachinger, Johanna: „Wechselnde Stile – lakonisch, witzig und kunstvoll“. In: Kurier, Wien, 15. 2. 2012. (Zu: „Alles über Sally“).

Mattson, Michelle: „The obligations of memory? Gender and historical responsibility in Tanja Dücker's ‚Himmelskörper‘ and Arno Geiger's ‚Es geht uns gut‘“. In: The German Quarterly. 2013. H.2. S.198–219.

Košeniina, Alexander: „Wie viel Familie ist noch bekömmlich?“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. 10. 2013. (Zu: „Es geht uns gut“, Hörbuch).

Süwolto, Leonie: „Ereignis oder Kontinuum? Zur zeitlichen Codierung des Alter(n)s bei Wilhelm Genazino und Arno Geiger“. In: Figurationen des Temporalen. Poetische, philosophische und

mediale Reflexionen über Zeit. Hg. von Claudia Öhlschläger u.a. Göttingen (V&R Unipress) 2013. S.191–209.

Bach, Bernard: „Fin de vie ... sens d'une vie à l'aube du troisième millénaire. Björn Kern: ‚Die Erlöser AG‘ (2007), Barbara Bronnen: ‚Liebe bis in den Tod‘ (2008), Arno Geiger: ‚Der alte König in seinem Exil‘ (2011)“. In: Ders. (Hg.): La prose allemande contemporaine. Voix et voies de la génération postmoderne. Lille (Univ. Charles-de-Gaulle) 2014. S.139–159.

Leis, Sandra: „Zwischen Angst und Zuversicht“. In: NZZ am Sonntag, Buchbeilage, 25. 1. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Ebel, Martin: „Das geht auf keine Dickhaut“. In: Die Welt, 31. 1. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Höbel, Wolfgang: „Trauer, Sex und das ganze Zeug“. In: Der Spiegel, 31. 1. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

März, Ursula: „Ein vorläufiger Charakter“. In: Die Zeit, 5. 2. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Spiegel, Hubert: „Das Paradies ist ein Tümpel mit Flusspferd“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 2. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Fessmann, Meike: „Flusspferdekuss“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8. 2. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Strigl, Daniela: „Grün ist der Treibstoff des Jungseins“. In: Der Standard, Wien, 7./8. 2. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Gutschke, Irmtraud: „Die Gespenster der Zukunft“. In: neues deutschland, 21./22. 2. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Sternburg, Judith von: „Erwachsen werden“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 6. 3. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Breitenstein, Andreas: „Liebe mit Speckgürtel“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. 3. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Schulte, Bettina: „Erste Lebenskrise“. In: Badische Zeitung, 14. 3. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).

Rüdenauer, Ulrich: „Atmosphäre der Unentschiedenheit“. In: Mannheimer Morgen, 20. 3. 2015. (Zu: „Selbstporträt“).